

Nr. 259. Bromberg, den 9. November 1930.

Petra.

Die Geschichte eines jungen Mädchens.

Von Barbra Ring.

5. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

„Wissen Sie was, gnädiges Fräulein? Ich glaube wirklich, Sie sind die Rechte hier im Hause. Sie sind ja eine kleine Philosophin." Und ernster fügte er hinzu: „Wenn es übrigens irgendwie Unannehmlichkeiten geben sollte, dann wenden Sie sich an mich. Ich habe einen Stein im Brett bei der Männin. Mit dem Onkel werden Sie's schon können."

„Ja, wir sind schon dicke Freunde. Übrigens werd' ich schon allein fertig werden", sagte Petra und verschwand wieder in der Küche.

Am Mittagstisch warf die Gnädige einen höchst beleidigenden Blick nach dem Platz hinüber, der sonst leer stand. Sie schöpfte die Suppe auf, und der Amtmann fing sofort an zu essen.

Petra sah ihn fragend an. Dann senkte sie den Kopf und sprach leise für sich ihr Tischgebet.

„Bitte, Fräulein, wir schneiden die Rüben viel feiner in die Suppe. Solch große Klumpen lieben wir nicht", sagte die Gnädige zurechtweisend.

„Ach ja", sagte Petra ruhig, „das kommt, weil bei uns zu Haus die Rüben nichts kosten, da können wir so große Stücke schneiden, wie wir Lust haben."

Wilhelm Weyer verlor seine Serviette und tauchte unter den Tisch.

Der Amtmann wandte sich mit ein paar Worten an seine Frau, er sprach von einer aufgelösten Verlobung in der Familie.

„Tuesen", sagte die Gnädige eisig, „ich bitte dich, zu bedenken, daß wir nicht mehr unter uns sind."

Wilhelm Weyer wurde feuerrot.

Aber Petra sah ganz ruhig auf.

„Soll ich rausgehen, wenn Sie was zu besprechen haben? Meine Kusine und ich mußten auch immer raus, wenn Tante und ihre Damen sich was Häßliches zu erzählen hatten, — nein, ich meine was Unpassendes, — nein, was wir nicht hören sollten", verbesserte sie sich hintereinander. Der Amtmann sah zu Wilhelm hinüber. Beide lächelten. Frau Letta antwortete nicht.

„War Oberst Samsing Ihr Großvater?" fragte der Amtmann ablenkend.

Petra tat einen förmlichen Hops auf dem Stuhl, so daß alle Teller klirrten und die Gnädige sich in einem nervösen Schauder zusammenzog.

„Kennen Sie Großvater?"

„Ihr Großvater war ein feiner Mann", sagte der Amtmann, „wir sind in der Sommerfrische mit ihm zusammengewesen."

„Großvater sieht mir furchtbar ähnlich. Aufs Haar; das sagen alle. Großvater ist mein bester Freund auf der ganzen Welt."

„Sie sagen „ist"? Fräulein. Ich dachte, Ihr Großvater wäre gestorben?" fragte der Amtmann.

„Darum kann er doch mein bester Freund sein?" sagte Petra zutraulich. „Wenn mir was Gutes passiert, dann denke ich mir immer aus, daß Mutter oder Großvater was damit zu tun haben. Zum Beispiel, als ich die Stelle hier gekriegt hab", fügte sie hinzu und strahlte.

Es gab eine kleine Pause.

Die Frau Amtmann sah vor sich nieder, fast etwas verlegen. Der Amtmann sah seine Frau an und Wilhelm Petra.

„Vielleicht haben Sie nicht so unrecht, Kind", sagte der Amtmann ernst und mild. „Nett, daß Sie uns zu „was Gutem" rechnen", fügte er lächelnd hinzu.

Wilhelm Weyer fing an, von der Theater- und Konzertsaison zu reden. Heute abend sollte „Butterfly" zum ersten Male gespielt werden.

„Und bald", sagte er zu seiner Tante gewandt, „kommt die Wedloffska her und gibt ein Konzert, du weißt, die wir in Brüssel hörten. Da mußt du hin. Haben Sie vielleicht von ihr gehört, Fräulein Felber? Sie ist eine von den großen Sternen."

„Sie ist meine Freundin", sagte Petra trocken.

Wilhelm Weyer machte erst ein erstauntes Gesicht, dann lachte er etwas hochmütig.

„Ob Sie sich da nicht irren, Fräulein. Die Wedloffska hat hier noch nie gesungen."

„Ich habe sie getroffen, als wir im Ausland waren", sagte Petra. „Ich war damals noch klein. Aber da war sie bloß 'ne Dänin und noch nicht berühmt. Sie hatte grad solchen Leberfleck am Halse, wie Sie auf der Backe, und 'ne große krumme Nase, und singen tat sie, ach, so singt keiner auf der ganzen Welt wie die."

„Aber da müssen Sie natürlich hin, wenn sie hier singt. Sind Sie etwa selber musikalisch?"

„Ja", sagte Petra. „Ich soll sie besuchen, wenn sie kommt. Ich soll ihr was vorsingen. Damals habe ich ihr auch was vorsingen müssen. Und sie sagte, mit meiner Stimme müsse ich behutsam umgehen." Das sagte Petra so unbefangen, als ob sie von einem Hemdenknopf spräche.

„Gesegnete Mahlzeit", unterbrach die Gnädige schroff. „Sie können den Kaffee in die Laube bringen, Fräulein."

„Die Laube Ob die nicht anderweitig besetzt ist?" flüsterte Wilhelm Petra schelmisch zu, als sie vom Tische aufstanden. Sie nickte ihm dankbar zu und flog hinaus. Wilhelm sah sie in die Haustür hinein verschwinden, beide Arme voll Wollsachen, als er und Tante Letta auf die Veranda hinaustraten.

Gleich darauf kam sie mit dem Kaffee und zwei Tassen in die Laube.

„Trinken Sie keinen Kaffee?" fragte Wilhelm Weyer.

Petra schüttelte nur den Kopf und tanzte davon. Wilhelm Weyer sah der leichten, festgebauten kleinen Gestalt nach. Er hatte für heute abend die Freibillette seiner Zeitung für die Butterfly. Sie würde gewiß selig sein, wenn er sie mitnähme. Aber da war nun die Camilla Owenberg, für die alle so schwärmten. Er hatte es flüchtig erwähnt. Und Camilla war todschick, ohne Frage, fabelhaft elegant.

Ein Vergnügen, so was neben sich zu haben — wenn sie auch nicht gerade arg musikalisch war — hatte sie nicht gedacht, in dem raffinierten Blumenduett würde falsch gesungen? Na, und in was für 'ner Toilette die kleine Landpomeranze hier angesegelt kommen würde, das wußte keiner. Fragen wollte er jedenfalls Camilla erst.

„Du solltest sie doch nicht geradezu auffordern zur Unbescheidenheit, wenn sie einmal wenigstens etwas Takt zeigt, Wilhelm", verwies ihn Tante Letta. „Das wird ja nicht auszuhalten sein, wenn wir das Wesen immer drin bei Tisch haben sollen."

„Ich finde, ihr solltet dankbar sein, daß ihr ein so herzensgutes und natürliches Menschenkind ins Haus bekommen habt, Tante Letta", sagte Wilhelm. „Und für Onkel ist es erheiternd, ein bißchen gesunden Humor um sich zu haben. Die anderen Geschöpfe waren ja so langweilig, daß man 'ne Gänsehaut kriegt, wenn bloß dran denkt."

„Sonderbar, wie begeistert ihr für das Mädchen seid, Tuesen und du", sagte Frau Letta säuerlich; „indessen haben wir sie nicht zu unserm Vergnügen. Und was den Nutzen anbelangt —" und Frau Letta zuckte die spitzen Achseln.

Petra hatte sich mit ihrer Stopferei zum Amtmann gesetzt. Er öffnete die Augen und lächelte ein wenig.

„Na, sitzen Sie hier drin, Kindchen? Wollen Sie nicht hinaus in die Sonne und mit den andern Kaffee trinken?"

„Kaffee trinke ich nach Tisch nie. Zu Haus kriegten wir Kinder nie welchen, Maren war so sparsam", sagte Petra. „Und außerdem sollen Sie doch nicht ganz allein sitzen, wo Sie doch krank sind."

„Krank? Keine Spur krank", fiel der Amtmann ihr heftig ins Wort. „Die Ärzte finden keine Krankheit — nur Blutarmut. Es geht vorwärts mit mir."

„Herren wollen nie gern krank sein. Großvater sagte immer genau dasselbe", antwortete Petra.

Der Amtmann saß ein wenig nachdenklich.

„Wurde Ihr Großvater auch — magerte Ihr Großvater sehr ab, ehe er starb?"

„Hau ja", sagte Petra, „er war genau so dünne wie —" Petra stoppte, wurde feuerrot und fand keinen andern Ausweg — „wie ich", endete sie stolz.

Der Amtmann sah sie groß an. Er sagte lange gar nichts. „War Ihr Großvater — bange vorm Tode?" fragte er und sah weg.

„Aber nein, kein Gedanke. Er hatte doch Großmutter und Mutter da oben", antwortete Petra sicher.

Der Amtmann saß mit geschlossenen Augen und ließ den Stock wieder und wieder hart auf den Tisch fallen.

„Ja, ja — ja, ja", sagte er vor sich hin. Dann öffnete er die Augen und sah Petra an.

„Erzählen Sie mir ein bißchen von Ihrem Großvater. Wie er vor seinem — wie er war, ehe er starb", sagte er endlich.

„Ja, das kann ich gern tun", sagte Petra, „ich war ja gerade bei ihm in den letzten Tagen. Ich mußte ihn immer in den Kissen aufrichten, wenn er runtergerutscht war, und ihm beim Umdrehen helfen und all so was. Ich habe nämlich Nordskräfte. Ich kann Vater tragen", erzählte Petra stolz. „Und Großvater war immer so durstig, und ich gab ihm Wasser mit dem Teelöffel, aber er konnte beinahe nicht schlucken. Und die ganze Zeit wollte er immer meine Hand halten. Und manchmal redete er Dinge, die wir nicht verstehen konnten — er lag da und murmelte vor sich hin und sagte „aua" wie ein ganz kleines Kind. Er war so weiß und dünn und sein Bart war so gewachsen, aber der Bart, der sah schon tot aus, lange, ehe er selber tot war.

Den Abend, eh' er starb, sagte er: „Feldmaus, Gott gebe, daß du nie in deinem unerschütterlichen Glauben betrogen wirst"; das klang so feierlich, beinahe wie ein Bibelspruch. Finden Sie nicht auch?

Aber später, da dachte er, ich wär' seine Schwester; die starb, als Großvater noch ein kleiner Junge war. Er glaubte, er wär selber wieder klein, den ganzen letzten Tag redete er immer so, und dann hatte er solche Schmerzen, daß er Grimassen schnitt und jammerte.

Aber plötzlich richtete er sich hoch und sagte mit ganz starker Stimme: „Spann an; jetzt will ich reisen." Und mit einemmal wurde sein Gesicht so klar und er tat einen langen Atemzug und dann keinen mehr. Und da wußten wir, daß Großvater gereist war."

Petra saß da und sah vor sich hin. Ihr Mund bebte, und große blanke Perlen hüpften über die Backen herab.

Der Amtmann saß mit gesenktem Kopf und sagte nichts.

„O nein", kam es endlich, leise, „der war wohl nicht bange." Und dann: „Sie sind wohl auch nicht bange vorm Sterben?"

„Ich? Nein", sagte Petra sicher, „das muß man doch, gerade so gut wie wir konfirmiert werden und getraut und all so was. Und es ist ja auch noch so lange hin", lächelte sie. „Es gibt übrigens welche, die nicht mal davon reden mögen", sagte sie nach einer Weile, „die sagen immer heimgegangen, anstatt gestorben. Meine Tante zum Beispiel." Der Amtmann nickte verstehend. Er kannte das.

„Das ist aber gerade, als wenn man Füllen sagt für ein kleines junges Pferd. Man kann doch ein Ding nicht vor sich sehen, wenn man falsche Namen braucht", sagte Petra; „Füllen, das ist doch gar kein lebendiges Tier, das ist doch bloß ein Paradewort."

„Adieu, Onkel, ich muß fort", hörte man Wilhelm Weyers Stimme von der Veranda her. „Adieu, Fräulein. Sie sitzen also lieber hier drinnen?"

„Na, das nicht gerade, aber — das heißt — ja, ich sitze furchtbar gern drinnen — manchmal", sagte Petra. Sie wurde rot und schielte zum Amtmann hinüber.

„Ein kleines gutes Mädel ist sie, Wilhelm", sagte der Amtmann und sah Petra freundlich an.

„Vielleicht gehen Sie mal mit mir ins Theater — wenn ich mal wieder Billette habe. Wir von der Presse haben nämlich Freibillette", sagte Wilhelm Weyer liebenswürdig.

„Ei ja, furchtbar gern, danke."

Petras Augen leuchteten. Sie schnappte nach seiner Hand und drückte sie kräftig.

„Übrigens sollte ich Ihnen von Tante sagen, Sie sollten die Kaffeetassen — ich soll Sie zu Tante hinausbitten", sagte Wilhelm Weyer — er war plötzlich nicht imstande, etwas zu sagen, das einer Order oder gar einem Befehl ähnlich sah oder sie an ihre Stellung im Hause erinnern konnte. Petra ging mit hinaus und blieb einen Augenblick mit Wilhelm und der Frau Amtmann im Garten stehen. Sie wurden aufmerksam auf einen Volksauflauf um ein Pferd auf der Straße.

„Was ist los?" fuhr der Journalist in Wilhelm Weyer auf, als er zwei Jungen hinlaufen sah.

„Ein störrischer Gaul. Sie bringen ihn nicht vom Fleck."

Ohne ein Wort war Petra draußen vor der Gartenpforte. Sie hatte noch immer eine von den rosa Unterjacken der Amtmännin in der Hand.

„Weg da!" kommandierte sie die Zunächststehenden. Dann ging sie resolut auf den Gaul los und band ihm die rosa Unterjacke um den Kopf, nahm ihn am Zaum und — der Gaul ging.

Sie führte ihn ein gutes Stück bis an Amtmanns Gartentür; Straßenbuben und müßige Gaffer folgten bewundernd. Dann nahm sie die Binde ab. „Jetzt wird er schon gehen. Ich kann ihm doch Frau Amtmanns rosa Unterjacke nicht schenken. Adjöh!" lachte Petra, riß die Unterjacke an sich und verschwand durch die Pforte, während die Jungens der tapferen kleinen Person begeistert nachschrien.

Aber die Amtmännin war erschüttert bis in die Knochen. Sie öffnete gerade den Mund, um etwas zu sagen, was in Zukunft derartige Skandale abwehren könnte, als Petra strahlend sagte: „Das war aber ein Glück, daß ich gerade die Jacke zur Hand hatte, sonst hätte ich mir ja mitten auf der Straße den Rock ausziehen müssen. Ich wasche sie gleich aus", sagte sie und schnüffelte an der Jacke, die meilenweit Stallduft verbreitete. Dann nickte sie Wilhelm Weyer zu, nahm das Tablett mit den Kaffeetassen und lief hinein, quer über den Rasen.

„Weiß der Himmel, sie wär' imstande", seufzte Letta ganz aufgegeben, „ihren Rock auszuziehen", erklärte sie weiter.

„Todsicher. Mitten auf dem Karljohann, beim Promenadenkonzert, darauf kannst du einen Purzelbaum schlagen, Tante", sagte Wilhelm Weyer mit Überzeugung. Es war nicht ganz klar, ob Bewunderung oder Ärger in der Stimme lag — Wilhelm Weyer wußte es selber auch nicht recht.

(Fortsetzung folgt.)

Der Tusker.

Skizze von Walter Oertel.

„162 Sack — 178 — Verflixt, das stimmt ja schon wieder nicht. Maro“, wandte sich Jonny Barley an einen Singhalesen, der damit beschäftigt war, lange Reihen von Zahlen zusammenzuzählen, „hole mir doch gleich einmal Ramahatmana! Er ist heute morgen nach unserer neuen Pflanzung gegangen, die dicht am Walde liegt.“

„Der kommt nie wieder“, erklang in diesem Augenblick eine tiefe Stimme.

Barley fuhr überrascht mit seinem Drehstuhl herum und blickte in das ernste Gesicht seines Partners Fred Tailor, der soeben in das Zimmer getreten war.

„Warum? Was ist geschehen?“ fragte Jonny überrascht.

Tailor ließ sich auf einer Packkiste nieder und zündete seine Pfeife an. Dann begann er:

„Du entsinnst dich vielleicht noch, vor einigen Tagen die Bekanntmachung der Regierung gelesen zu haben, daß im Bezirk von Mandragola ein Tusker aufgetaucht sei und dort allerhand Schaden angerichtet habe. Die Jagd auf diesen Elefanten wurde freigegeben und obendrein noch eine Prämie von 500 Rupien als Schußgeld ausgesetzt. Nun, diese angenehme Bestie scheint sich unsere Gegend neuerdings als Tummelplatz auserseheh zu haben. Als Ramahatmana heute morgen nach unserer Pflanzung ging, die wir unmittelbar am Walde angelegt haben, sah er zu seinem größten Erstaunen dort einen Elefanten, der damit beschäftigt war, die Pfosten, die wir eingerammt haben, um die Pflanzung gegen den Wald abzudrahten, aus dem Boden heraus zu reißen. Ramahatmana, ein tapferer Bursche, ging auf das Tier los, in der Annahme, das es bei seiner Annäherung in den Wald zurückflüchten würde. Er wußte nicht, daß er ausgerechnet den Tusker, den berüchtigten Einsiedlerelefanten, vor sich hatte. Das Ungetüm stürzte auf ihn los, packte ihn mit dem Rüssel und schmetterte ihn zu Boden. Dann zertrat es ihn zu einer unförmlichen Masse. Karano, der singhalesische Arbeiter, der Ramahatmana begleitet hatte, kam soeben grau vor Entsetzen zurück und berichtete mir alles.

„Aber da müssen wir doch sofort hin und der Bestie den Garaus machen. Wir können doch nicht ruhig abwarten, was dieser Tusker noch für Unheil anrichtet, bevor es ihm beliebt, weiter zu wandern“, fuhr Barley auf. „Halt, Junge! Nicht so hastig. Du darfst nicht vergessen, daß wir es mit einem ganz gefährlichen Burschen zu tun haben. Diese Tusker — oder Rogues — sind Elefanten, die entweder wegen ihres unverträglichen Charakters oder einer geistigen Erkrankung von der Herde ausgestoßen wurden. Sie sind schlau wie die Teufel und greifen den Menschen sofort an, sobald sie seiner ansichtig werden. Ich denke mir, daß sich der Tusker in das Waldstück neben unserer Pflanzung zurückgezogen hat, um dort die heißen Tagesstunden zu verbringen. Außerdem befindet sich ja in diesem Walde auch ein Tümpel. Ich schlage daher vor, du und ich, sowie Pereira, der Eurasier, unser Lageraufseher, gehen dort einmal auf die Suche. In dem Walde ist die Geschichte auch nicht so gefährlich, als wenn wir ihn auf die kahle Ebene treiben würden. Man findet im Holze doch eher Deckung hinter den Stämmen, falls uns die Bestie überraschend auf den Hals kommen sollte. Nimm aber die schwere Büchse und merke dir, daß der sicherste Schuß stets auf den Kopf auf die Stelle des obersten Rüsselansatzes ist, oder auf die Schläfe und hinter das Ohr. Mache dich fertig. Ich gehe jetzt, um Pereira zu rufen.“

Eine Stunde später drangen die drei Jäger in den Wald ein. Vorsichtig Schritt für Schritt, pürschten sie sich an das kleine Wasserbecken heran, in dessen Nähe sich der Elefant aller Wahrscheinlichkeit nach befinden mußte, falls er sich noch in dieser Gegend aufhielt. Noch eine kleine Lichtung war zu überschreiten, dann konnte man in dem Dickicht des Waldstreifens untertauchen, das den Wassertümpel barg. Als die Jäger etwa die Hälfte der offenen Strecke hinter sich hatten, blieb Pereira plötzlich stehen.

„Zurück in das Unterholz!“ rief er halblaut. „Ich höre Knacken und Brechen in den Büschen. Der Elefant kommt.“

Alle machten schleunigst kehrt. Doch bevor sie noch den deckenden Waldsaum erreichen konnten, erschien eine mächtige Gestalt am jenseitigen Rande der Lichtung. Es war der Tusker. Seine Haut glänzte schwarz von dem Bade, seine Augen funkelten böse. Nach den mächtigen Stoßzähnen zu urteilen, mußte es ein altes, sehr starkes Tier sein. Jetzt hatte es die Menschen erspäht. Es stellte die Ohren, hob den Rüssel, trompetete und schoß dann mit der Geschwindigkeit einer Schnellzugslokomotive auf seine Feinde los. „Aus dem Wege! Aus dem Wege!“ schrie Tailor, nachdem er blitzschnell gefeuert hatte.

Alle stürzten seitwärts. Barley wäre um ein Haar in die Bahn des rasenden Tieres gekommen. Sein rechter Fuß blieb an einer Unebenheit des Bodens hängen, er stolperte und wäre gefallen, wenn ihn nicht die kräftige Faust Tailors noch im letzten Augenblick gepackt und zur Seite gerissen hätte. Der Elefant hatte nach seinem mißglückten Anlaufe kehrt gemacht. Abermals hob er den Rüssel. Tailor hatte sich auf das linke Knie niedergelassen, er zielte sorgfältig. Auch seine beiden Gefährten lagen im Anschlag. Dann krachte der Schuß der schweren Elefantenbüchse wie eine kleine Kanone. Auch die beiden anderen Jäger feuerten.

Der Elefant, der soeben seinen Anlauf beginnen wollte, blieb stehen, als wenn ihn der Schlag eines Riesenhammers vor den Kopf getroffen hätte. Er taumelte einige Schritte vorwärts, dann krachte der gewaltige Körper auf den Boden nieder . . . Der Tusker war tot.

Tailor wischte sich den Schweiß von der Stirn.

„Hat uns dieser Bursche aber zu schaffen gemacht“, sagte Barley, indem er den toten Riesen des Waldes betrachtete. „Ich denke, wir lassen die Regierungsprämie sowie allen sonstigen Erlös aus dem Tier der Witwe Ramahatmanas zukommen und bezahlen ihr auch den Wert der Stoßzähne. Denn die möchte ich doch gern zur Erinnerung in unserem Bungalow aufhängen. Schließlich erlegt man nicht alle Tage einen Tusker.“

Die Fahrt nach Sonnenland.

Erlebte Geschichte. Von Max Geißler.

Der Papagei Mago war ein ungewöhnlich hübscher Kerl. Federrock von feinstem Perlgrau. Auf der Stirn eine Flocke von zartem Rosa. Sah aus, als habe er sich ein Röserl an den Hut gesteckt. Magos Herr war ein sonnenbrauner Sizilianerjunge von fünfzehn Jahren. Hieß Turridu. Er hatte einen „Bauchladen“ voll Schicksalsbriefe. Die verkaufte er für kleine Münzen, und man erfuhr daraus, was das Leben mit einem vorhatte. Mago mußte die Wahrsagungen aus der Kiste Turridus heraus ziehen. Außerdem besaß Turridu eine Sackpfeife.

So wanderten die beiden durch Italien. Kamen sogar nach Paris. Aber weil es Winter war, erwachte in ihnen die Sehnsucht nach Sonne. Die schönen Gärten von Montmartre lagen verwaist. In einem trafen sie Fräulein José. Indische Tänzerin. Unter dem kurzen Schleier Augen vom Glanze der Perlmuscheln. Ganz benommen war Turridu von ihrer Schönheit.

Auch Fräulein José ging an diesem Vormittag ihrem Leide nach. Weil sie ein Schicksalsbrieflein kaufen wollte, zog Mago eins heraus, legte es aber wieder an seinen Platz. Er zog ein zweites. Und siehe, auch dies gab er ihr nicht. Sehr merkwürdig! Endlich — das dritte reichte er ihr und sah sie dabei mit einem Blick an . . . der hätte der Blick eines Menschen sein können.

Fräulein José gab dem Turridu einen Zehnfrankenschein, öffnete das Brieflein und las: „Warum bist du traurig? Sei weise, und du findest nach Sonnenland.“

„Ah, nach Sonnenland ist ein so weiter Weg“, sagte Fräulein José, „die meisten laufen sich die Füße wund und finden doch nicht hin.“ Mago und Turridu verstanden nicht, was sie meinte. Dann wünschte sie ihnen gute Reise und ging nach Hause. Ganz versonnen lehnte sie in den Kissen ihres Langstuhls, da klopfte es an der Tür. Der Diener Hassan trat herein, verbeugte sich nach morgenländischer Art . . . „Du?“ fragte José erstaunt. „Was bringst du?“

„Bei dem Erhabenen, ich weiß nicht, ob es eine freudige Nachricht ist. Mein Herr, der Schah von Persien, kündigt Euch seinen Besuch an, o Herrin der Schönen.“

Dem Fräulein José setzte das Herz aus. Hassan verschwand. Der Schah von Persien trat herein. Ein hoch-

gewachsener junger Herr. Nicht angetan mit dem Königskleid und den Zeichen seiner Macht. Trat herein als Kavalier und Student, der er in dieser Zeit war. Er hatte sich nach dem Tode seines Vaters in Teheran zwar krönen lassen, die Regierung aber nicht übernommen. Weil es ihm in Paris besser gefiel. Und weil er doch erst seine Studien beenden mußte ... So hatte er einen Statthalter eingesetzt. Der schrieb ihm nun etliche Briefe: Es sei doch sehr an der Zeit, daß er regieren komme. Aber Bedr Basim, der Schah, verspürte dazu keine Lust.

Das wußte José. Er selbst hatte es ihr gesagt. „Schade, daß ich der Schah von Persien bin", meinte er. „Wenn das nicht wäre, könnte ich dich zu meiner Frau machen, und wir würden in einem der schönsten Schlösser wohnen, die ich besitze und auf weißen Araberpferden in unseren Gärten spazieren reiten."

„Hübsch wie ein Märchen", hatte José gesagt, „schade, daß es nicht Wahrheit werden kann."

„Nun, heute kann es Wahrheit sein", sagte Bedr Basim, „mein Statthalter hat nämlich eine Verschwörung angezettelt und sich an meiner Stelle zum König gemacht."

Fräulein José, als sie das hörte, erschrak sehr. Aber Bedr Basim erzählte ihr das lachend und so, als sei ihm großes Heil widerfahren. „Nun bin ich erst wahrhaft ein König und freier Mann und kann als Fürst Schahriman leben, wie es mir gefällt. Ich werde also in meinem Schloß in Kairo wohnen. Möchtest du die Fürstin Schahriman sein, liebe schöne José?"

Es läßt sich denken, was sie antwortete. Dann nahm sie einen kleinen Zettel aus dem Buche, in dem sie zuvor gelesen hatte. Darauf stand: „Sei weise, und du findest nach Sonnenland." Mago, der Prophet, hatte ihr dies Los aus Hunderten gezogen ...

Inzwischen machten sich Turridu und sein Papagei Mago auf zur Wanderung gen Süden. „Wenn du nach Sonnenland willst", sagte ihm ein Schiffer in Genua, „das ließe sich von hier aus wohl machen. Du kannst sogar fahren. Unser Dampfer läuft heute abend aus — nach Ägypten." — „Was kostet es?" fragte Turridu. — „Es kostet nichts, wenn du an Bord ordentlich arbeitest ..." Hurra! jubelten Turridu und Mago. Dann mußte Turridu Kohlen bunkern und das Deck waschen. Und Mago mit dem Röserl am Hut befreundete sich mit dem Kapitän und half nachsehen, ob alles in Ordnung sei. Abends rasselten die Anker hoch. In Afrika nahmen Mago und Turridu das frühere Leben wieder auf. In weiter Wanderung dudelten sie sich durch Dorf und Stadt. Aber von den Blüten ihrer Hoffnung fiel eine nach der anderen ab und verwehte im Winde, der aus der großen Wüste herüberlief. Mit manchem arabischen Kaufmann schlossen sie Freundschaft und betrachteten die bunten Dinge, die man da feilbot. Turridus Wunsch, auch solch einen Bazar zu besitzen, wuchs, je mehr seine jungen Augen vom Glanze des Landes in sich hineinsahen. Aber so weit ihn seine Füße trugen — er kam der Verwirklichung dieses Wunsches nicht näher. „Mago, mein Freund", sagte er eines Tages, „ich glaube, wir sind wieder mal auf dem Holzweg. Wir wandern nun ein Jahr in Afrika. Aber mit der Sackpfeife und dem Sprüchleinverkauf ist es nichts. Wir wollen unser Glück in Kairo versuchen. Es ist eine vornehme Stadt. Wir werden dort bei einem Kaufmann in die Lehre treten oder Hoteldiener werden. Dabei muß ein Stück Geld zu verdienen sein. Was meinst du?" Mago war einverstanden. Turridu dudelte einen Marsch auf der Sackpfeife und ging los. Unterwegs gerieten sie in den Flugsand. Mit knapper Not erreichten sie ein Fellachendorf. Ausgedörrt von Hitze und Hunger kamen sie nach Kairo. Die Augen Turridus waren über dieser Elendsfahrt weit geworden. Den Kasten mit dem Reste seiner Briefe hatte er in ein Feld geworfen, um sich von der Last zu befreien. Vor den Türen blies er die Sackpfeife, und auf seiner Achsel saß Mago mit dem Röserl am Hut. „Wenn du nicht gewesen wärest, Mago, mein Freund, dann hätte ich den Jammer wohl nicht ertragen", gestand er ihm gerührt. Da drang ein Schrei zu ihm herüber ...

War das Schreck? War's Freude? Turridu, wie er auslugte, sah eine Dame auf der Terrasse ihres schönen Hauses. die schwenkte ein Tüchlein und rief: „Mago, Mago!" Und schon eilte ein arabischer Diener den Palmenweg herab, der führte Turridu und den Papagei zu seiner Herrin. Das war die Fürstin Schahriman, die in Paris Fräulein José hieß. Den Turridu hätte die Fürstin nicht wiedererkannt; denn der war spindeldürr und kam daher wie ein Schatten aus der Wüste. Die Fürstin freute sich sehr über dies Wiedersehen. „Verkauf mir deinen Papagei, Turridu, ich will dir dafür geben, was du willst. Er hat mir ja mein Glück geweissagt."

Da erschrak der Junge bis ins Herz. „Soll ich mich von ihm trennen, der in der höchsten Not mein Freund war?" Lieber wollte er ein Jahr seines Lebens geben.

„Das ist schön von dir", sagte die Fürstin. Und weil sie erfuhr, daß Turridu in Kairo bleiben wolle, um Kaufmann zu werden, sagte sie: „Ich werde dir also eine Lehrstelle besorgen. Und übers Jahr gebe ich dir tausend Piaster, damit du dir einen Bazar einrichten kannst."

Da konnte Turridu die Tränen nicht länger halten — die ersten Tränen des Glücks, die er in seinem Leben weinte! Es sind die seltensten Perlen, die es gibt. Vielleicht wächst in jedem Jahre nur eine einzige in den weiten Grenzen der Welt! „Mago", sagte er und streichelte seinen kleinen Freund, „nun sind wir doch nach Sonnenland gefahren". Auf dem Zeigefinger saß ihm der Papagei. Und so reichte er ihn der hohen Frau. „Es ist alles, was ich habe, o Fürstin ... aber wenn ich Euch nicht also dankte, wär ich Eurer Gnade nicht wert."




Bunte Chronik

* **Ausgestorbene Menschentypen.** Die Vorsitzende eines Frauenvereins in Oxford, Miß Grier, hielt einen Vortrag in einer Aula der Londoner Universität über das Thema, ob der früher so verbreitete Typ der Pantoffelhelden noch existiere. Die Rednerin behauptete, daß drei komische Typen, die im früheren Leben wie auch in der schönen Literatur des öfteren anzutreffen waren, in unseren Tagen verschwunden seien. Die alte Jungfer, der Pantoffelheld und die Ballmutter existieren nicht mehr. Die Zahl der unverheirateten Frauen sei nach dem Kriege so ungeheuer groß geworden, daß es keinem Menschen mehr einfalle, sich darüber lustig zu machen. Die Pantoffelhelden befänden sich gleichfalls im Aussterben. Die energischen Ehegattinnen fänden heutzutage viele andere Betätigungsfelder, und der Ehegatte habe aufgehört, als einziges Objekt des starken Willens seiner Frau zu fungieren. Was die Ballmütter anbetrifft, seien sie heutzutage überflüssig geworden, da die Mehrzahl der jungen Mädchen im beruflichen Leben stehe, sich selbst einen Bekanntenkreis verschaffe und darauf verzichte, von der Ballmutter oder Balltante geführt zu werden.

* **Der Standesbeamte als Heiratsvermittler.** Eine junge, in Manchester wohnende Holländerin hätte gern geheiratet. Wie aber das machen, wenn man im Auslande lebt, kaum die Landessprache beherrscht und daher auch so gut wie keine Bekannten hat? Die Landsmännin Wilhelmintjes war aber nicht auf den Kopf gefallen. Mit der Bitte, ihr doch zu einem Mann zu verhelfen, wandte sie sich an einen Standesbeamten der englischen Großstadt, offenbar in der Überzeugung, daß jemand, der ständig mit neugebackenen Ehemännern zu tun hat, auch für eine einsame Jungfrau Rat finden würde. Der menschenfreundliche Beamte enttäuschte die Erwartungen der jungen Holländerin nicht. Er rückte eine entsprechende Anzeige in einige Blätter ein und erhielt daraufhin Dutzende von Angeboten aus dem ganzen Lande. Die Heiratslustige braucht jetzt also nur zu wählen. Das Eigenartigste ist, daß sich unter den eingegangenen Schreiben auch das einer — Frau befand. Nicht, daß diese die Holländerin hätte heiraten wollen; das wäre ja nicht gut möglich gewesen. Aber sie sagte sich ganz richtig, daß jene von all den Bewerbern doch nur einen nehmen könne, und bat daher den Standesbeamten, von den notgedrungen übrig Bleibenden einen ihr zuzuweisen. Auf diese Weise kommt es vielleicht noch zu einer Doppelhochzeit.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.